

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1907**

266 (14.11.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 54



Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme.

45) (Nachdr. verb.)

(Fortsetzung.)

Der Präsident brachte eine elegante Ledermappe herbei, in welcher die Zeitungsausschnitte sauber eingeklebt und chronologisch geordnet zur jederzeitigen Einsicht bereitlagen.

Das Datum lag wenige Monate über achtzehn Jahre zurück. Aus dem Zeitungsbericht erfuhr Ulrich zunächst, daß die Gerichtsverhandlung drei Tage gedauert hatte, daß gegen neunzig Zeugen geladen waren und hunderte von Zuschauern aus Oppeln und der weitesten Umgegend herbeigeströmt waren.

Oberberggrat Richard von Wednau, auf eine halbe Million Mark geschätzt, Abkömmling einer reichen und angesehenen Familie stand im 68. Lebensjahre, als er sich zum drittenmale verheiratete. Er galt als ein schneider, pflichttreuer, aber nicht gerade nachsichtiger Beamter, der sich bei seinen Untergebenen keiner besonderen Beliebtheit erfreute und auch als Ehemann nicht gerade das Urbild eines lebenswürdigen und zärtlichen Gatten abgegeben haben sollte.

Nach achtjährigem Witwenleben führte der Oberberggrat eine dritte Gemahlin in sein verwaistes Haus; nicht weil er ein tieferes Bedürfnis nach weiblicher Pflege empfunden hätte — er war ein Mann von wahrhaft spartanischen, schroffen Gewohnheiten — oder weil für die Wirtschaft die Rettung einer Hausfrau notwendig gewesen wäre, sondern weil er während eines Besuches in Biegnitz von einer wahnwitzigen Leidenschaft für die Tochter eines Prokuristen Walter ergriffen wurde und alle Hebel in Bewegung setzte, das schöne und als außerordentlich edel und lebenswürdig bekannte Mädchen zu erobern.

Martha Walter zählte erst zweiundzwanzig Jahre. Ihr Vater lebte schon seit sechs Jahren nicht mehr; nach seinem Tode war die Witwe Walter mit ihrer damals siebzehnjährigen Tochter und einem um einige Jahre jüngeren Sohn von Breslau nach Biegnitz, ihren Heimatsort, gezogen, wo sie in dem bescheidenen Hause des Lehrers Rober ein kleines Logis mietete. Mutter und Tochter mußten fleißig arbeiten, um die kleine Wirtschaft zu erhalten, da die karge Pension, die der ehemalige Chef ihres Mannes ihr bewilligt, nur etwa zur Vorkostung der Miete, der Feuerung und Beleuchtung ausreichte.

Martha zeichnete sich durch so außergewöhnliche Schönheit aus, daß sie weit und breit Bewunderung erweckte und durch ihr gewinnendes Aussehen weit bekannter wurde, als ein Mädchen in ihrer dürftigen Lage sich für gewöhnlich dessen rühmen kann. Bald schon fanden sich annehmbare Bemerkungen für das herrliche Geschöpf. Wenn aber Martha für schön gelten mußte, so rühmte man noch mehr ihr bescheidenes, schlichtes Wesen. Weder kokett noch eitel wies

sie alle, auch die verlockendsten Anträge zurück. Ihr junges Herz hatte bereits entschieden — sie war im Stillen mit dem Sohn ihres Hausherrn, dem talentvollen Musiker Egbert Rober, verlobt, mit dem sie die innigste Liebe verband.

Egbert hegte wohl manchmal Besorgnisse, wenn er Zeuge der Huldigungen sein mußte, die man seiner Braut von allen Seiten erwies, und die trotz ihres zurückgezogenen Lebens den Weg zu ihr zu finden wußten. Das junge Mädchen hielt jedoch treu zu ihm, obgleich er ein armer Schüler war. Jahr auf Jahr verging, ohne daß er ein für die Führung eines Hausstandes hinreichendes Einkommen zu schaffen vermochte. Von hoher Begabung, war er doch zu arm, um seinem Talent zur Geltung zu verhelfen. Vielleicht mangelte seinem weichlichen Charakter auch die erforderliche Beharrlichkeit und Energie, er war keine Kampfnatur und leicht zurückgeschreckt und entmutigt. Viele Hoffnungen und Enttäuschungen flossen so an den Liebenden vorüber, mit tiefem Kummer betrachtete Martha die Verzweiflung des geliebten Mannes; ihr eigenes Herzblut hätte sie darum geopfert, um ihm die gebührende Anerkennung schaffen zu können.

So hatte sie ihm wenigstens oft erklärt. Um so erstaunter waren daher alle Bekannten der beiden Familien, als eines Tages das Gerücht entstand, Martha Walter habe sich mit dem reichen Oberberggrat von Wednau, dem ersten Beamten eines in der Nähe von Oppeln gelegenen großen Betriebes, verlobt. Und das Gerücht sprach die Wahrheit. Der alte Oberberggrat hatte Martha in einem Konzert gesehen, und sofort war eine rasende Liebe zu ihr in seinem Herzen erwacht. Auf seinen Reichtum pochend, betrieb er seine Werbung mit ungestem Eifer; das erste Mal abgewiesen, wiederholte er seine Anträge beharrlich, jedesmal von neuem die Vorteile, die er einer Frau bieten könne, an den Fingern abzählend. Allmählich zeigte sich ihm das junge Mädchen geneigter, und endlich schenkte sie seinem Antrag Gehör, obwohl offenbar nach langem und hartem inneren Kampfe, wie die unendlichen Tränen bewiesen, die sie während dieser Zeit vergoß. Viele, besonders die Frauen, verurteilten sie ihrer Untreue wegen scharf, andere wieder, namentlich die Männer, entschuldigten sie. In der Tat ließ sich manches zu ihrer Rechtfertigung sagen. Ihr Bräutigam, der Musiker Rober, sah sich jetzt, nach fünfjährigem Verlöbniß, noch nicht in der Lage, Wort zu halten, und Gott allein mochte wissen, wann es je der Fall sein würde. Martha war nun zweiundzwanzig Jahre alt, und die Bezeichnung „ewige Braut“ tönt nicht angenehm in die Ohren eines jungen Mädchens. Sie sah ihre Reize welken und ihre Jugendblüte dahingehen; bange Besorgnis wegen der Zukunft mußte ihr Inneres erfüllen. Und zu alledem eine für ein armes Mädchen so verführerische Aussicht! Eine halbe Million Vermögen — welche glanzvolle Rolle garantierte ihr die Stellung und der Besitz ihres Gatten in der Gesellschaft! Dazu die Vertauschung ihres bürgerlichen Namens mit dem einer Freifrau von Wednau! Freilich, der Mann war alt, aber manche Leute meinten lachend, deshalb gerade habe sich das schlaue Fräulein wohl um so leichter entschlossen, ein alter und nicht allzu gesunder Mann verprieht nicht mehr lange zu leben. Ihre Mutter mochte ihr auch zugeredet haben, da sie immer älter wurde und nicht mehr viel verdienen konnte, ebenso der Bruder, der von einer guten Heirat seiner Schwester die Mittel zum Besuch des Polytechnikums erhoffte.

Ihr Bräutigam Rober gebärdete sich wie verzweifelt, er zerriß den Brief, in dem sie ihr Vorhaben mitteilte und dasselbe ausführlich begründete, nachdem er nur die ersten entscheidenden Sätze gelesen, in Stücke. Von nun an kannte er die Ungetreuen nicht mehr. Martha zog auch alsbald mit ihrer Mutter nach Oppeln, wo sie nach wenigen Wochen dem Oberberggrat angetraut ward. Allerdings als eine richtige Braut „gefret in Tränen“, denn sie war

Die Stammer sah jedoch die Entleerung sowohl in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht für zu unbedeutend an. Die demnächstigen Wahlen bilden zwar den Anfang des Liedes, ihr Gedanke lehrt aber auch zum Beispiel in der dritten Strophe des Liedes: „Lach dich nicht foppen! Trink' man noch 'n Schoppen!“

Und der angebliche Nachdrucker hatte auch nur die Stelle vom Henkeltöpfchen als Aufschrift verwendet, nicht den charakteristischen Refrain: „O Susanna, wie ist das Leben doch so schön, O Susanna, wie schmeckt das Bier so schön.“

So wurde keine unzulässige Verbießlichkeit angenommen und auf Grund dieses Gutachtens das Nachdruckverfahren eingestellt. Auch eine Beschwerde des Anzeigenden bei der Oberstaatsanwaltschaft blieb hernach ohne Erfolg.

Der Fleischgenuss in England ist nach einer Statistik des Landwirtschaftsamts fortwährend im Steigen begriffen. Unter allen Lebensmitteln hat die Fleischzufuhr am meisten zugenommen. Jeder Bewohner Großbritanniens ist heute doppelt so viel Fleisch als vor zwanzig Jahren. Dabei hat die Viehzucht in England selbst nicht nachgelassen. Der Mutterverbrauch hat um 60 Proz., der Milchverbrauch um 40 Proz., d. h. um hundert Millionen Gallonen zugenommen. Im Jahre 1906 sind 2204 Millionen frische Eier und 18 Millionen Zentner geschlachtetes Fleisch in England importiert worden.

Der Streit um den Niagara. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat einen Gesetzentwurf zur Beschränkung der industriellen Verwendung der Wasserkräfte des Niagara eingebracht. Der Entwurf hat eine heftige Zeitungsfehde hervorgerufen. Auf der einen Seite stehen die Beschüßer der landschaftlichen Schönheit dieses größten Wasserfalls der Welt, oder Leute, welche unter diesem Deckmantel rein finanzielle Ziele, z. B. Hotelspekulationen, verfolgen. Auf der andern Seite steht das industrielle Kapital, dem die Naturschönheiten dieses Falles sehr gleichgültig sind. Immerhin ist es sehr interessant, was die große technische Zeitschrift „Electrical World“ gegen den Gesetzentwurf vorbringt. Nach den Ausführungen dieser sehr ersten Zeitschrift sind am Niagarafall verfügbar insgesamt 3500 Millionen Pferdekraft. Eine volle Ausnützung dieser Wasserkräfte würde einer Ersparnis von 122 Millionen Dollars und einem Wenigerverbrauch von 50 Millionen Tonnen Kohlen im Jahr gleichkommen. Wenn diese Ersparnisse wirklich der Volksgesundheit und dem allgemeinen Wohlstande zugute kämen, dann würde man sich die Frage wohl doch sehr reiflich überlegen müssen. Allein, wie die Dinge jetzt liegen, handelt es sich doch fast nur um die Bereicherung großer Millionäre und Milliardenäre.

Aus den Witzblättern.

„Meggendorfer Blätter.“

Zwei Ehrenmänner. Vater der Braut: „Nach den Erkundigungen, die ich über Sie eingezogen habe, glaube ich Sie unbedenklich in meine Familie aufnehmen zu können!“ — Bewerber (für sich): „Na, muß das aber 'n Kump sein!“

Fatal. Fremder (die Rechnung revidierend): „Da haben Sie sich zweimal geirrt, Kellner; einmal zu Ihren und einmal zu meinen Gunsten!“ — Kellner (bestürzt): „Zu Ihren Gunsten . . . wo?“

Unangebrachte Ermahnung. Lehrerin (bei einem Ausflug per Bahn): „Kinder, gebt acht während der Fahrt durch den Tunnel!“ — Elsa: „Aber, Fräulein, es ist ja kein Herr im Coupe!“

Gewohnter Anblick. „Dem Privatier Malzhuber muß es doch schwer angekommen sein, sich in seinem Alter noch an eine solide Hauslichkeit zu gewöhnen?“ — „O mein, der fühlt sich ganz glücklich! Er hat nämlich eine Kellnerin aus seinem Stammlokal geheiratet.“

Auch ein Beruf. Dame (zu ihrer Freundin, einer Schriftstellerin, die plötzlich berühmt geworden ist): „— und was macht denn eigentlich dein Mann?“ — Schriftstellerin: „Mein Mann? — Der ruht auf meinen Lorbeeren aus!“

Druck von G. & C. E., Karlsruhe i. B.

Apetit und Kaffee. Der Kaffee verlegt den Appetit, und zwar wird das Genußbedürfnis auf Kaffee selbst schon nach einer auffallend kurzen Zeit und schon nach einer verhältnismäßig geringen Menge Kaffee gestillt, wie uns Dr. Wilhelm Sternberg (Berlin) in der „Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie“ auseinandersetzt. Dabei ist es auffallend, daß diese Wirkung sogar ziemlich lange anhält. Die Verführung zu übermäßiger Fortsetzung nach dem Genuß besteht also beim Kaffee nicht wie beim Alkohol. Daher kommt es auch, daß eine Gewöhnung nicht so leicht eintritt, ein weiterer Vorzug vor dem Alkohol und Morphium. Wie bei allen Nahrungsmitteln läßt auch beim Kaffee und Koffein allmählich die Wirkung wohl etwas nach, aber nicht in erheblichem Maße. Außerdem befriedigt auch der Kaffee den Bedürfnis nach anderen Nahrungsmitteln. Kaffee ist also ein unwahrer Freund des Menschen, der mit Vorspiegelung falscher Tatsachen arbeitet. Er „verdirbt“, „berlegt“ den Appetit, er „zechet“, wie der Volksmund sagt, aber nicht in vorteilhafter Weise.

Gesundheitspflege.

Ein gutes Färbemittel für Cremegardinen ist folgendes: Man brüht ein Stück Feigenlaffe auf, gießt die Flüssigkeit nach einigen Minuten sorgfältig durch Filtrierpapier und verbünnt sie je nach Wunsch mit kaltem Wasser, worin die Gardinen alsdann geschwenkt werden. Bei dieser Methode ist es ratsam, die Gardinen nicht mit der Hand auszudrücken, sondern sie einigemale durch die Wringmaschine gehen zu lassen, damit keine Streifen entstehen; auch dürfen die Gardinen nie trocken in das färbende Wasser gelegt werden, die Färbung wird sonst leicht eine unregelmäßige.

Allerlei.

Susanna und das Henkeltöpfchen. Mit dem Schutze der „Susanna“ und des „Henkeltöpfchens“ hat sich die königliche Sachverständigenkammer für Literatur und Tonkunst beschäftigt. Es handelt sich um den volkstümlichen humoristischen Rheinländer. Ein Keramiker hatte das Recht erworben, mit dem flotten Text seine Krüge, Töpfe usw. zu schmücken; er wählte dazu beispielsweise die Verse:

„O Susanna! wie ist das Leben doch so schön  
O Susanna! wie schmeckt das Tröpfchen schön —  
„Trink' n wir noch ein Tröpfchen  
Zammer noch ein Tröpfchen  
Aus dem kleinen Henkeltöpfchen.“

Ein Kaufmann in einem anderen Städtchen machte ihm das nach und brachte seinerseits Tausende solcher Krügelchen in den Handel. Gegen ihn klagte nun die berechnete Firma auf Nachdruck und Beschlagnahme, und die Staatsanwaltschaft ersuchte die Sachverständigenkammer um ein Gutachten, das in der Sache von Geheimrat Daude herausgegebenen großen amtlichen Sammlung mit veröffentlicht ist. Die Kammer mußte zwar die Frage, ob das Lied selbst einen Schutz genieße, bejaßen, da es auf Umfang oder geistigen Wert der Arbeit nicht ankomme. So sind auch früher schon literarisch minderwertige Produkte, wie das Ständchenquartett, „Herzliebchen unter dem Nebendach“ und das Lied „So wie du“ (der Schunkelwalzer), für Schutzberechtigte Arbeiten erklärt worden, ebenso vom Reichsgericht die einstigen kleinen Gedichte der „Goldenen Hundertzehn“. Es fragte sich dann, ob in dem Fall der Susanna ein teilweiser Nachdruck vorliege. Ein solcher war nach der Praxis des Reichsgerichts und der Sachverständigenkammer nur dann anzunehmen, wenn es sich um einen irgendwie erheblichen Teil des Originals handelte.

Seite 4



...und die erste...  
...die erste...  
...die erste...

...die erste...  
...die erste...  
...die erste...

...die erste...  
...die erste...  
...die erste...

...die erste...  
...die erste...  
...die erste...

...die erste...  
...die erste...  
...die erste...

...die erste...  
...die erste...  
...die erste...

...die erste...  
...die erste...  
...die erste...

(Fortsetzung folgt.)

### Vom Fels zum See.

Von Anton Hendrich.

IV.

Bei Dichtern.

Es gibt schwarze Menschen, weiße Menschen und Dichter. Die letzteren sind eine Art ganz für sich. Man soll sie nie aufsuchen, wenn einem ein Buch von ihnen gefallen hat; nicht einmal, wenn es einem sehr gut gefallen hat. Denn erstens kommt das bei anderen Menschen auch vor, daß ihnen Bücher von Dichtern gut gefallen und daß sie die Dichter deswegen besuchen wollen, um es ihnen zu sagen, wie gut ihnen ihre Bücher gefallen haben. Zweitens werden die Dichter von solchen Besuchern oft beim Dichten gestört, und man kann der beste Mensch der Welt, ja gerade derjenige Mensch sein, mit dem sich der Dichter gern und gut unterhalten würde über das Dichten, aber es war vorher ein anderer, nicht so angenehmer Besuch da, und das wird dann ungerechterweise an dir vergolten, indem dir an der Haustüre gesagt wird, der Dichter sei jetzt gerade krank oder spazieren gegangen, auch wenn es nicht wahr ist. Und drittens — das ist die Hauptsache — sehen Dichter fast immer ganz anders aus, als man sie sich vorstellt; sie sind oft lange nicht so interessant und lebenswürdig, als man gedacht, ist dann enttäuscht und verstimmt, schimpft oft sogar über den Dichter, den man vorher geliebt, und liest — was das schlimmste für beide Teile ist — seine neu erscheinenden Werke nicht mehr.

Alles dies gehört zu dem eisernen Bestand meiner Lebensweisheit. Da nun aber die Besitzerin des „Adler“ von Ermatingen die Schwester des Bergromandichters J. C. Beer ist und dieser im „Adler“ oft — was böswillige Verdächtigung sein soll

...die erste...  
...die erste...  
...die erste...

...die erste...  
...die erste...  
...die erste...

Stein am Rhein.

Es ist Zeit zur Heimkehr geworden. Im Rosengartenmuseum in Konstanz hat mir aus dem reichlichen Handwerkszeug der Fenster, aus den Maulschlöffern und Fußstücken, den eisernen Masken und gezackten Zangen, den Streckleitern und Nichtschwernern die ganze Scheußlichkeit mittelalterlicher Gerichtsbarkeit entgegengegrinst. In Stein am Rhein konnte ich noch einmal untertauchen in des hellen Mittelalters gesunde, farbige Sinnesfreude.

Aus dem rasch, aber ohne das kleinste Wellchen glatt dahinfließenden Rhein steigen die Mauern des Klosters St. Georgen. Davor, auf schmalen Erdbord, stolze Rappeln und demütige Trauertweiden, die ihre dünnen Zweige im Fluß schwimmen lassen. Auf der mit köstlichen, buntbelegten Erfern geschmückten Mauer der Abtswohnung erschlägt St. Georg einen greulichen Lindwurm. Aus dem unteren Erkerfenster, wo sonst der Abt David von Wintelsheim Auszug über den Rhein hielt, schaut ein froher blonder Knabe heraus und ruft uns im Schiffelein ein „Grüßi wöll“ zu. Wart, Schlingel, dich krieg ich schon! Mit einem Frankens erkaufe ich mir den Einlaß ins Kloster. Eine wortgewandte Schaffnerin führt mich. Sie redet von den alten Leuten und von der Herzogin Habewig, des Klosters Gründerin, wie von guten Bekannten. Aber ich höre sie nicht; sehe nur die bemalten Wände und geschnitzten Decken, das schöne gotische Maßwerk überall und die mit bunten Schnitzornamenten gezierten Balken; bleibe übermäßig lange, obwohl in der Erkernische ein schönes, junges Fräulein sitzt und sticht, in dem reichen Speisezimmer des Abts David, das Hans Sandreuter noch mit seiner Kunst veredelt, und das jetzt die Wohnstube des Besitzers ist. Ich fühle die unendliche Lebensfreude der Menschen, die diese Gemächer geschaffen und die unendliche Liebe und Geduld, mit der die Künstlermönche ein Leben daran wandten, um auf einem langen Deckenbalken zierliches Blattwerk in Mundschneiderei langsam entstehen zu lassen; und ich kann es begreifen, wie die Mönche sich ihre Gemächer auch mit wohlgerundeten Frauenbildnissen geschmückt, wenn sie ihnen auch zum Schein Namen aus der altrömischen Geschichte gaben, oder wie sie die Messe von Jurzach gemalt, nur um gar viel losende Rärlein hineindringen zu können. Ich gehe durch den dunkeln Kreuzgang mit dem verwilderten Garten, durch die einsamen, wieder hergerichteten Klosterzellen, und freue mich, daß es ein deutscher Professor ist, der es fertig gebracht, ein Stück vollstättigen Lebens des Mittelalters hinein in unsere zitterrige Zeit zu stellen. Nicht alle deutschen Professoren sind so. Auf dem ganzen Rundgang hat mich der blonde, frohe Schweizerknabe begleitet, als ob er dazu ge-

...die erste...  
...die erste...  
...die erste...

### Von den Insektenohren.

Daß die Insekten in den meisten Fällen auf Schallreize reagieren, ist bekannt. Sie müssen also auch Sinnesorgane zur Wahrnehmung von Lauten und Tönen besitzen. Oft werden Insekten durch starke Schallreize so stark erregt, daß sie am ganzen Leibe zittern oder wie besessen in die Höhe springen. Die Laubheuschrecken richten ihre langen Füßler immer in die Gegend, aus welcher der Schall herkommt. Am besten kann man das bei den stummen Weibchen beobachten, welche mit ihren Füßlern den Ort erwidern, wo liebebedürftige musizierende Heuschreckenjunglinge sich aufhalten. Auch die Weibchen des Klopffäfers folgen den Locktönen der Männchen. Daß die Weibchen, welche Singschreien in Menge aufgefunden haben, ihre Kommeraden mit einem leise stöhnenden „Tüt, tüt“ herbeilocken, ist experimentell nachgewiesen. Allein, wo sind die Ohren dieser Tiere? Wenn man ihnen die Füßler abschneidet, so hören sie immer noch und viele hören noch ohne Kopf.

Mit der Frage über die Lokalisierung der Gehörsorgane bei Insekten wird ein wissenschaftliches Gebiet betreten, in welchem noch keine vollkommene Klarheit herrscht. Es gibt bei allen Insekten gewisse fadenartige Nervenendungen, welche deshalb als Gehörsorgane aufgefaßt werden können, weil sie ganz ähnlich gebaut sind, wie die sogenannten Gehörstifte in den Ohren der Heuschrecken. Solche Nervenstifte finden sich in den Schwingelblättern der Fliegen, am Kumpfe und in den Beinen der Käfer, kurz in weitester Verbreitung bei den Insekten. Indem diese Stifte durch Schallreize in Schwingungen geraten, welche den Nervenbahnen übermittelt werden, kommt das Tier in einen gewissen Erregungszustand. Ob es sich nun hier nur um ein feineres Tastgefühl handelt, welches auch für die Schwingungen tönender Körper empfänglich ist, oder um einen eigentlichen Gehörsinn, ist gleichgültig. Die Insekten können tatsächlich hören.

Ganz besonders gilt dies von den musizierenden Insekten. Bei Heuschrecken und Grillen sind Organe aufgefunden worden, welche recht gut Ohren vorstellen können. Allerdings verblüfft uns zunächst ihre Lage. Bei den Schnarchheuschrecken liegen die Ohren nämlich unmittelbar über der Einsenkungsstelle der Hinterbeine an den beiden Seiten des ersten Hinterleibes und bei den Laubheuschrecken sogar in den Beinen. Das Ohr der gefährlichsten Wanderheuschrecken erkennt man äußerlich als eine ovale Grube, in welcher ein glänzendes Häutchen ausgespannt ist. Die äußere Körperhaut hat an dieser Stelle eine besondere Bildung angenommen. Sie wölbt sich vor und unschlicht wallartig eine äußerst dünne Hautstelle. Diese dünne und elastische Stelle bildet das Trommelfell. Das Ohr der Laubheuschrecken sieht man schon mit bloßem Auge als zwei Längspalten unmittelbar unter dem Kniegelenk der Vorderbeine. Auch hier sind Trommelfelle entdeckt worden mit einem System von kleinen Stiften, welche den Gehörknöchelchen bei den Säugetieren entsprechen.

Von den Spinnen weiß man genau, daß sie für Schalläußerungen empfindlich sind. Streicht man mit einem Finger über eine Geigensaiten, so zuckt die Spinne, welche bis dahin ruhig im Zentrum ihres Netzes saß, augenblicklich zusammen und läuft erschreckt aus dem Netz nach ihrem Schlupfwinkel. Allerdings kennt man bis jetzt ein besonderes Gehörorgan bei Spinnen noch nicht. Wahrscheinlich funktionieren borstenartige Hautbildungen, die mit einem Nerven in Verbindung stehen, als primitive Gehörsorgane.

Die Naturwissenschaft hat in dem sehr feinen Nervensystem der Insekten zuerst den Gefühls- und Gesichtssinn und dann den Geruchs- und Geschmackssinn entdeckt. Die Feststellung von wirklichen Gehörsorganen bei den Insekten gehört erst dem letzten Drittel des letzten Jahrhunderts an.

### Aus allen Gebieten.

**Medizinisches.**  
Ein heroisches Experiment in der Erkältungsfrage. In der Erklärung des Wesens der Erkältung stehen sich zwei Anschauungen gegenüber; die eine vertritt die Ansicht, daß die Erkältung bei dem Zustandekommen gewisser Krankheiten, die unter dem Namen Erkältungskrankheiten zusammengefaßt werden, eine wesentliche Rolle spielen, die andere Anschauung geht dahin, daß die Erkältung nur ein unterstütztes Moment für das Zustandekommen dieser Krankheit bedeute, daß dieselben aber im übrigen in der Hauptsache durch Bakterien hervorgerufen werden. Dies gilt sowohl von dem einfachen Schnupfen wie von der Lungenentzündung, die ja auch meist auf Erkältung zurückgeführt wird. Professor Chodowitsch in Prag, der früher ebenfalls den ersteren Standpunkt vertrat, wandte sich später, gestützt auf zahlreiche Experimente, der bakteriologischen Theorie der Erkältung zu. Der Prager Gelehrte war von der Richtigkeit seiner Ansicht so überzeugt, daß er nicht vor Versuchen am eigenen Leibe zurückscheute. Aber diese waren so einschneidender Art, daß niemand den Entschluß fassen konnte, diese an seiner eigenen Person nachzuprüfen. Um die gegen die Experimente erhobenen Einwände zu widerlegen, wiederholte sie der Professor im Februar und März. Ein derartiges Experiment bestand darin, daß er sich unmittelbar nach einem heißen Bad von 41 Grad nahezu eine Stunde lang einem Luftzug von 0,5 Grad aussetzte. Dieser Versuch ist um so bewundernswürdiger, als es sich bei dem Professor um einen 63jährigen Mann handelt, der selbst an einem chronischen Bronchialkatarrh leidet. Geschadet hat ihm der Versuch nichts, aber es dürften doch wenige geneigt sein, denselben nachzuahmen; mandem wird es vielmehr schon bei dem Gedanken daran kalt über den Rücken laufen.

Der Professor schloß aus dem Ergebnis des Versuches, daß es keine Erkältungskrankheit gibt. Auch in Tierversuchen will Professor Chodowitsch eine Stütze seiner Theorie finden. Er fand nämlich, daß junge, zuvor abgekühlte Tiere in gleicher Weise auf künstliche Infektionen reagieren wie normale und ferner, daß abgeschwächte Keime in abgekühlten Tieren an Giftigkeit nicht zunehmen.

### Sprachenkunde.

**Vom Fortschritt des Esperanto.** Es bestehen jetzt 639 Esperantogruppen, wovon auf Frankreich 156, auf England 103, Deutschland 49, Spanien 40, Oesterreich und Schweiz je 39 kommen. Die übrigen verteilen sich auf die verschiedenen anderen Länder. Gesellschaften für besondere Verufe und Bestrebungen bestehen 61. Es erscheinen 14 ganz in Esperanto und 24 in Esperanto- und Nationalsprachen verfaßte Zeitungen. Elf Kongresse empfahlen die Hilfssprache oder nahmen sie bereits an. — Der Ausschuß der Genetischen in Sens (Frankreich) machte den Vorschlag, Esperanto anzunehmen, das Zentralkomitee billigte ihn und wird ihn beim Kongreß in Cremona unterbreiten. — In London finden zurzeit 25 Kurse statt. — In den Kurzen der Zeitung „Politiken“ in Kopenhagen meldeten sich bis jetzt 400 Teilnehmer. 300 Telephonistinnen in Kopenhagen lernen ebenfalls Esperanto. — Auf den Philippinen-Inseln erscheint als Organ der dortigen Esperantisten-Vereinigung eine neue Esperanto-Zeitung. — Die Gruppe in Tananarivo (Madagaskar) hat nach „Africa Esperantisto“ 54 Mitglieder. Eine Sektion von Einheimischen hat etwa 100 Lernende. — Neu-Seeland. Die Behörde ist für Esperanto sehr günstig, sie errichtete ein offizielles Auskunfts-bureau, dessen Beamte Esperanto sprechen. — Die japanische Esperanto-Gesellschaft hat 781 Mitglieder, darunter 11 Nicht-Japaner. (Aus „Germana Esperantisto“.)

### Pflanzenkunde.

**Pflanzen auf Reisen.** Anßer den zahlreichen Pflanzen, welche aus den Tropen und insbesondere auch aus Japan bei uns eingeführt worden sind, gibt es noch eine wilde, sogen. Adventiflora. Zu derselben gehört die bekannte Wasserpest, welche von Nordamerika nach Europa durch die Schiffe verschleppt wurde und einen großen Teil unserer deutschen Flüsse und Seen derzeit heimfucht, daß sie zu einer wahren Plage wurde. Die Ufer des Bodensees sind durch diese Pflanze vollständig verfaßlamm. Alle Fischer erinnern sich noch sehr gut, daß dieser größte der deutschen Seen schöne Sand- und Kiesufer hatte. In der Umgegend des Binnenhafens Mannheim wächst jetzt eine sehr üppige Adventiflora von amerikanischen Gräsern, deren Samen auf den